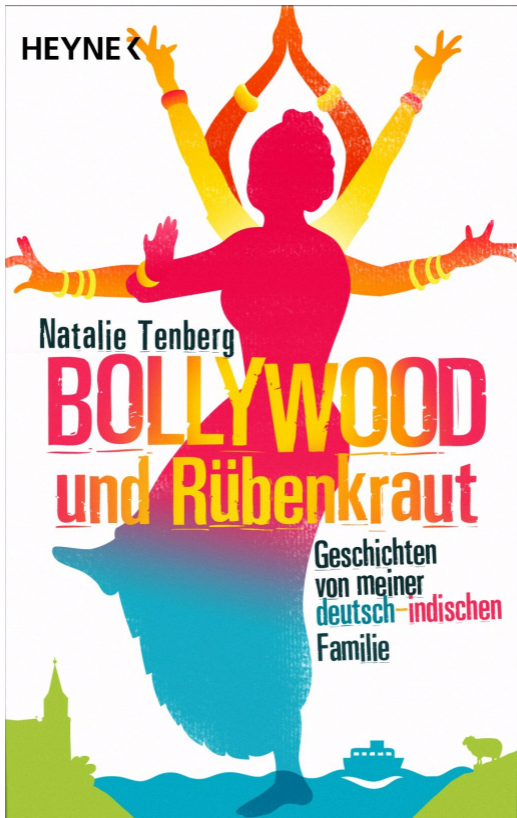


HEYNE



Natalie Tenberg

BOLLYWOOD und Rübekraut

Geschichten
von meiner
deutsch-indischen
Familie

Feuer stoßen, versprach meine Mutter, als ich es an einem Abend wirklich nicht mehr aushielt und fragte, ob es stimme, dass Nanna so etwas Schreckliches bevorstehen könnte. »Erstens: Wir sind Katholiken.« Ja, das stimmte. Meine Mutter war zwar Inderin, was gemeinhin als exotisch galt, betete aber zu keinem Elefantengott, sondern stellte sich in der Kirche brav in die Schlange derer, die auf ihre Kommunion warteten. Fast alle Inder, die wir kannten, zumindest alle in unserer Familie waren katholisch und trugen portugiesische Nachnamen. Sie lebten in Bandra, einem Stadtteil Bombays, der stark christlich geprägt ist und in dem an jeder Ecke eine Kirche oder ein steinernes Kreuz steht. Bandra war so katholisch, dass sogar die Hindus hier einmal in der Woche zum

Gottesdienst gingen, nur um auf der sicheren Seite zu sein. An den Klingelschildern der meisten Wohnungen, die wir besuchten, standen portugiesische Nachnamen wie Gonsalvez, Gomes oder Fernandes. Aha, meinten eifrige deutsche Herkunftsforscher manchmal. Dann seien unsere Großeltern und ihre Freunde ja gar keine richtigen Inder, sondern Portugiesen. Waren sie aber nicht, sondern Marathen, die vor knapp vierhundert Jahren von portugiesischen Missionaren getauft wurden. Immerhin gehören heute zwei Prozent der Inder einer christlichen Religion an, hochgerechnet auf die Gesamtbevölkerung nicht wenige.

Trotzdem galt das Katholikenmerkmal in den Augen der Deutschen als Makel,

denn richtige Inder glaubten nicht an Jesus oder den Papst – richtige Inder hatten vielköpfige Gottheiten anzubeten und mussten die Karma Sutra in- und auswendig kennen. Aber danach wurden wir als Kind glücklicherweise nicht gefragt. Die Witwenverbrennung reichte mir schon als Aufreger, meiner Mutter vermutlich ebenfalls.

»Wenn dich also noch einmal jemand fragt, wie das ist mit deiner Großmutter, dann sagst du ruhig, dass niemand in Bombay Witwen verbrennt. Warte bis zur Hochzeit von Robert, da wirst du ja alle sehen und kannst dich selbst davon überzeugen, dass niemand deiner Großmutter etwas antun würde.«

Ich freute mich auf dieses große Familientreffen, nicht nur um sicherzugehen, dass Nanna keine Gefahr

drohte. Doch es kam anders. Als mein Onkel an einem Nachmittag im Dezember 1988 am Altar der Mount Carmel Church in Bandra stand und auf seine Braut Sandra wartete, die bald den langen Gang entlangschreiten würde, waren alle Mitglieder der Familie Fernandes zu diesem Überfest nach Bombay gereist. Alle bis auf uns. »Eine Schande«, fand meine sehr lebendige Großmutter. Unsere Abwesenheit sei ein Sündenfall und durch nichts zu entschuldigen.

Mit der Zeit lernte ich die zahlreichen kulturellen Missverständnisse zwischen Deutschen und Indern besser kennen und vor allem umschiffen. Ich wusste, wie man im indischen Großraumbüro überlebte und wie man all jene mied, die einem auf Partys ihre schlimmsten Indien-Erlebnisse schilderten, die

größtenteils mit den sanitären Einrichtungen zu tun hatten und somit Geschichten waren, die man eigentlich von niemanden von nirgendwo hören mochte. Ich begann zu ahnen, warum die Deutschen auf den indischen Filmstar Shah Rukh Khan standen und sah zufrieden, dass die Zahl der deutschen Frauen, die mit unrasierten Beinen nach Indien fuhren, abnahm. Und was indische Empfindlichkeiten betraf, so lernte ich vor allem die goldene Regel der indischen Hochzeit zu befolgen: Erstens: Lade immer alle ein. Zweitens: Verpasse nie die Hochzeit eines nahen Verwandten, es wird dir noch jahrelang nachgetragen.